

Frankfurter Allgemeine

WOCHEN

AUTOLAND OHNE ANTRIEB?

Elektromotor, Digitalisierung, Dieselskandal: Die Zukunft der wichtigsten deutschen Industrie ist ungewiss

TREUE

WIE HELMUT
KOHL POLITIK
MACHTE

WIRTSCHAFT

GLÜCK ALS
ROHSTOFF

CHINA

AUSSEHEN WIE
IVANKA TRUMP



Österreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg 3,90 €
Schweiz 5,90 sfrs, Spanien 4,20 €

Helene Hegemann hat bei der Verfilmung ihres Romans auch den Titel verändert. Aus „Axolotl Roadkill“ wird auf der Kinoleinwand „Axolotl Overkill“. Wir erinnern uns: Die Geschichte der wohlstandsverwahrlosten Berliner Göre Mifti, Repräsentantin einer viel zu schnell erwachsen gewordenen Generation um die Jahrtausendwende, in der Liebes- und Freundschaftsgeschichten verunglücken, dafür jede Menge Heroin und Xanax eingeworfen wird, fand im Axolotl, jenem mexikanischen Schwanzlurch, der nie richtig erwachsen wird, sondern im Larvenstadium verharrt, seine fabelgleiche Entsprechung.

Der Roadkill, das im Straßenverkehr verunglückte Tier also, wird hier zum Overkill gesteigert: „Übertötung“ bedeutet, dass der Gegner mehr als nur einmal vernichtet werden soll. Das ist einerseits natürlich als ironischer Kommentar zur Rezeptionsgeschichte des Romans zu lesen, dessen erst siebenjährige Verfasserin bei Erscheinen 2010 durch Plagiatsvorwürfe ins Gerede gekommen war. Die Forcierung aber wird der Romanverfilmung am Ende selbst zum Problem: Denn die Autorin und Regisseurin in Personalunion will so viel in diesen dreiundneunzig Minuten, nicht etwa nur schnöde von einer Generation erzählen, sondern uns Ganze geht es ihr, die Auflösung von Grenzen, zwischen den Geschlechtern, zwischen Arm und Reich, Alt und Jung. Da aber diese Anstrengung in nahezu jeder Einstellung zu spüren ist, trotz oder gerade wegen all der sorgsam ausgewählten Interieurs, schäbiger Hinterhofwohnungen, teurer Dry-aged-beef-Restaurants und postmoderner Vorortarchitektur – der Film ist eine regelrechte Ausstattungsgorgie –, stellt sich am Ende ein Gefühl der Übersättigung ein, obwohl man zuvor gar nicht hungrig war.

Jasna Fritzi Bauer in der Hauptrolle verleiht der sechzehnjährigen Mifti ein Stachelbeergemüt. Nach außen verhärtet und stechend, ist sie in ihrem verborgenen Innern hochempfindlich und noch ganz jung. Ratlos taumelt Mifti durch ihren Berliner Alltag auf der Suche nach Halt, den sie nicht findet, weil sich sämtliche Strukturen um sie herum aufgelöst haben wie Aspirin im Wasser. Die Mut-

ter ist tot, der Vater ein empathieloser Altachtundsechziger, der sich mehr für die nächste Kunstauktion als für die eigenen Kinder interessiert. Und während er mit seiner Freundin in einer edlen Designerhütte wohnt, lebt Mifti mit ihren Halbgeschwistern in einer heruntergekommenen Wohnung in der Stadt. Die Bemühungen der Älteren, die nicht zufällig wie Pippi Langstrumpfs brave Freundin Annika heißt, um so etwas wie Stabilität werden von ihren Geschwistern ein ums andere Mal unterlaufen.

„Tu nicht so, als wärst du depressiv, du hast nur keine Lust, in die Schule zu gehen“, sagt Annika dann, die Wirkung selbstredend gleich null. Ganz anders verhält es sich bei Ophelia, der Mifti bei einem ihrer seltenen Schulbesuche während der Essensausgabe begegnet. Die Schauspielerin wurde nach einer alkoholisierten Autofahrt zur Sozialarbeit verdonnert. Nach Spaghettischlacht und anschließender Standpauke der Rektorin ist der Pakt der beiden besiegelt. Fortan tauchen sie gemeinsam ins Berliner Nachtleben ab, trinken, rauchen, haben schnellen Sex. Die Erwachsenen hier sind durchweg desinteressiert, phobisch oder einfach nur feige. Einzig Alice, Miftis frühere Geliebte, die sich irgendwann in Luft und eine Traumgestalt aufgelöst hat, taucht als verführerisches Phantasma in einer von Mifti als unzumutbar empfundenen Gegenwart auf.

Das diffuse Gleiten durch Zeit und Raum will „Axolotl Overkill“ durch Komik brechen, weshalb Mifti mehr medizinische Fachbegriffe aufzusagen weiß als ihre Therapeutin und es zu Dialogen wie folgt kommt: „Brauchst du Geld oder was zum Anziehen? Ich wünsche mir Fürsorge.“

Doch weder die Komik verfängt hier, noch das seelische Elend. Wenn Mifti und Ophelia sich zwischen Neonlicht und Morgendämmerung in Partys, Drogen und Affären stürzen, dann ist das immer zu glatt gefilmt, die Farben zu fancy gehalten und die Stimmung zu cool, um von wirklicher Not etwas erzählt zu bekommen. So veredelt der Film das Leben einer Berliner Bohème, das es durch Vereinsamung und Wildheit doch eigentlich auf die Spitze treiben wollte. ■

Wille zur Übertötung

Man merkt dieser Ausstattungsgorgie die Anstrengung an: Helene Hegemann verfilmt ihren Roman „Axolotl Roadkill“

Von Sandra Kegel



Stechend: Jasna Fritzi Bauer als Mifti

Foto Constantin Film

ENTDECKUNG DER WOCHE



Auf Krallen und Schnabel gezoomt: der Unglücksvogel

Die Traurigkeit ist ein Rabe

Endlich gibt es das legendäre Fotobuch von Masahisa Fukase wieder zu kaufen. Hinter dem Titel „Ravens“ verbirgt sich eine ergreifende Geschichte. Von Andrea Diener

Es ist eines dieser nicht totzukriegenden Klischees, dass Künstler ihre besten Werke schaffen, wenn sie unglücklich sind. Zumindest in diesem Fall scheint das zu stimmen: Immer wieder hört man, „The Solitude of Ravens“ von Masahisa Fukase sei das bedeutendste Fotobuch der letzten Jahrzehnte. Und das mit dem Unglück passt auch. Fukase, geboren im Jahr 1934 auf Japans nördlichster Insel Hokkaido, brachte damals gerade die schmerzhafteste Trennung von seiner zweiten Frau hinter sich.

Diese Frau, Yoko Wanibe, war sein liebstes Motiv, dreizehn Jahre lang. Fukase war besessen von ihr. Er ließ sie posieren, verkleidete sie, plazierte sie, ließ sie grimassieren. Yoko machte mit – und sprach später von einem Leben in erstickender Langeweile, unterbrochen von gewalttätigen, fast selbstmörderischen Ausbrüchen ihres Mannes. Als sie ihn verließ, begann er zu trinken und fiel in eine tiefe Depression. Dann, mit dem Zug auf dem Weg ins heimi-

sche Hokkaido, stieg er irgendwo an der Strecke aus und beobachtete Raben an einer Bahnstation. Irgendetwas hatten diese Raben mit ihm zu tun.

Die nächsten zehn Jahre, von 1975 bis 1986, konzentrierte er sich auf die schwarzen Vögel. Er fotografierte sie im Flug und auf nächtlichen Bäumen, sie sitzen auf Zäunen und Antennen, er zoomt auf Krallen und auf Schnäbel. Mal sind sie einsam, mal im Schwarm unterwegs. Oft sind sie in Bewegung, verwischt und flüchtig, oft grobkörnig, manchmal reflektiert der Blitz in ihren Augen, dann funkeln sie sinister. Dazwischen immer wieder Bilder von tiefster Verlorenheit: Eine Autofahrt durch den Schnee, vorüberziehende Landschaften, ein Mann und eine Frau, die als winzige Figuren im unendlich weiten Wasser treiben.

Alles an diesen Bildern ist persönlich und expressiv. Da ist einer auf der Durchreise, kann sich nicht konzentrieren und nicht ruhen und weht herum wie ein Blatt im Wind. Nichts gibt

Halt, nichts ist sicher, nichts ist klar – das sagt jedes der achtzig Bilder überdeutlich. Möglich geworden ist solche radikale Fotografie in Japan seit der „Provoke“-Ära. Diese Gruppe prägte in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren mit nur ganz wenigen Ausgaben des gleichnamigen Magazins die Fotografie dieser Zeit. Alles war rau, beiläufig, die Materialien billig, die Motive so bewegt wie die Zeiten, die auch in Japan von Studentenprotesten geprägt waren. „Are-bureboke“ heißt das auf japanisch: körnig, verschwommen, unscharf.

Fukase war einsam in der Zeit nach Yoko. Doch ihn nur als gepeinigter Künstlerseele zu sehen greift zu kurz. Neben dem Rabenbuch, im Original kurz „Karasu“ betitelt, fotografierte Fukase seine Katze Sasuke. Zwei Bücher füllte er mit zum Teil sehr putzigen, manchmal albernen, manchmal charaktervollen Bildern seines Haustiers. Als „The Solitude of Ravens“ erschien, war er wieder verheiratet – mit der Schriftstellerin Rika Mikanagi. Es hielt nicht lange.

Er wurde zwar vorübergehend die schwarzen Vögel los, aber nicht den Alkoholismus. Im Jahr 1992, mit 58 Jahren, fiel Fukase die Treppe seiner Stammkneipe herunter und zog sich gefährliche Hirnverletzungen zu. Er verbrachte die nächsten zwanzig Jahre im Koma, ohne jemals wieder aufzuwachen, und starb im Juni 2012. Seine geschiedene Frau Yoko, längst wieder verheiratet, besuchte ihn während dieser Zeit zweimal im Monat im Krankenhaus. „Er bleibt ein Teil meiner Identität“, sagte sie.

„The Solitude of Ravens“ wurde nach der japanischen Erstausgabe noch zweimal auf Englisch aufgelegt, 1991 und 2009. Beide Auflagen waren schnell vergriffen, antiquarische Angebote erzielten hohe Preise. Nun gibt es das vielleicht beste, aber auf jeden Fall legendäre Fotobuch unter dem einfachen Titel „Ravens“ wieder zu kaufen. ■

Masahisa Fukase: „Ravens“. Gebunden, im Schubert, bei Mack Books, 80 Euro. Während des Fotofestivals Rencontres d'Arles vom 3. Juli bis zum 24. September ist außerdem eine große Retrospektive von Fukases Arbeiten zu sehen.